



RICHARD BRINKMANN

1921–2002

Richard Brinkmann ist am 2. November 2002 gestorben. Seit 1957 war er Mit-herausgeber der Deutschen Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. Mit großem kritischem Engagement hat er sein Vermittler-amt als Herausgeber ausgeübt. Er hat die Zeitschrift mit seinem unverwechselbaren persönlichen Stil geprägt. Dem von ihm gelebten Vorbild bleiben die Herausgeber verpflichtet.

WALTER HAUG

GERHART V. GRAEVENITZ

DAVID WELLBERY

Richard Brinkmann

1921-2002

I.

Er werde als *pater epistolaris* in die Geschichte eingehen, stöhnte er, wenn der Vormittag mit der Erledigung von Manuskripteinsendungen vergangen war, wenn die Havanna verraucht war über dem Diktieren der Antwortbriefe. Jedes Manuskript, das da kam, las er sofort, brachte es mit scharfsinnigem Kurzurteil auf den Weg zu den Herausgeberkollegen, und kam die Replik nicht postwendend, mahnte er ungeduldig. Nach spätestens zehn Tagen sollten die Verfasserinnen und Verfasser ihre Antwort haben. Mit seiner eisernen Disziplin trieb er Herausgeberkollegen, den Redakteur und den Verlag zu einer im akademischen Zeitschriftenwesen beispiellosen Pünktlichkeit. Während der 42 Jahre, in denen er mit seinem Namen für die DVjs verantwortlich zeichnete, ist sie nie anders als im dritten Monat des Quartals erschienen. Ebbte in der Ferienzeit die Einsendungsflut ab, beschlich ihn der horror vacui. „Wir trocknen aus“ war dann die keineswegs gespielte Sorge: „Wenn man nicht von der Hand in den Mund leben und Beiträge nur annehmen will, um das nächste Heft zu füllen, muß man längerfristig im voraus planen“ lautete die Beschwichtigung für ungeduldige Autoren. Kernstück dieser Planung war, von den unberechenbaren Schwankungen der Produktion unabhängig zu sein und einen thematisch wie qualitativ reichhaltigen Fundus angenommener Manuskripte zu haben. Das machte jedes Vierteljahr das Kunststück möglich, aus den Zufälligkeiten der Einsendungen eine Konstellation zu finden, in der sich die Breite der literaturwissenschaftlichen Fächer spiegelte und zugleich der Reiz des Unerwarteten entstand. Mit jedem Heft sollte die DVjs am Markt ganz vorne sein und „Markt“ war keine für das intellektuelle Produkt untaugliche Metapher. Der Kaufmannssohn Brinkmann hatte zum Geistigen die gleiche illusionslose Haltung wie zum Materiellen. Er hatte mit dem Verlag die Verträge ausgehandelt, die ökonomische und inhaltliche Zuständigkeiten klar regelten und zur sicheren Grundlage dafür wurden, daß die DVjs tatsächlich „am Markt“ der Abonnements operierte, ohne Subventionen florierte, und floriert und bis zum Ende der Brinkmannschen Ära Autorenhonorare bezahlen konnte. Als der Zeitschriftenmarkt sich veränderte, weil die Symposienbände begannen einen Großteil der Produktivität aufzusaugen, war die DVjs schon gerüstet. Richard Brinkmann hatte die renommierteste germanistische Symposienreihe, die von Albrecht Schöne initiierten Kolloquien der Deutschen Forschungsgemeinschaft an die Deutsche Vierteljahrsschrift gebunden. Zeitschrift und Symposienreihe arbeiteten „am Markt“ nicht gegeneinander sondern miteinander. Auch mit

Blick auf den Markt, nicht aus Konservatismus hat sich Richard Brinkmann gegen Versuche verwahrt, das „outfit“ der DVJs zu modernisieren. Eine eingeführte, erfolgreiche Marke ändert man nicht ohne Verlustrisiko. Daß sein Herausgebertum ein Geschäft war, wußte niemand besser als Brinkmann und er konnte über Kollegen spotten, die versuchten, hinter der intellektuellen Würde der Wissenschaft ihre materiellen Interessen zu verstecken. Weil er frei war, das Herausgebergeschäft zu akzeptieren, war er auch frei, das Geschäftliche ganz ungeschäftsmäßig zu betreiben. In vielen hunderten, vielleicht tausenden Briefen an die Einsenderinnen und Einsender hat Richard Brinkmann die wissenschafts-öffentliche Funktion des Herausgebers in einer einzigartigen Weise als persönliche Kommunikation gelebt. Wenn in 50 Jahren diese mit anderen DVJs-Materialien im Marbacher Literaturarchiv deponierten Briefe – auch diesen Archiv-Vertrag, der Geldmittel zur Erforschung der DVJs-Geschichte verfügbar machte, hat Brinkmann ausgehandelt – wenn diese Briefe dem wissenschaftsgeschichtlichen Interesse zugänglich werden, wird man ein singuläres Dokument vorfinden für die im persönlichen Stil vital gemachte wissenschaftliche Institution. Stil im eminenten Sinne, denn Stilist war Richard Brinkmann durch und durch. Er selbst verweist auf das „Stilistikum“, das er in Tübingen „in der Tradition Ludwig Uhlands ... von dem Katheder in der Alten Aula herab gab, auf dem er [Uhland] einst gestanden hatte“. „Plästäisch, narrativ, pointenreich und unterhaltlich“ nennt der Freund Walter Jens den Brinkmannschen Rede- und Schreibstil. Die in Brinkmann „Gestalt gewordene Symbiose von Gelehrsamkeit und Witz“ ist auch das Stilprinzip der Herausgeberbriefe, auch und gerade dann, wenn der Witz durchs Regelwerk der akademischen Diplomatie hindurchgegangen war. „Obzwar“ ist vielleicht die für den Brinkmannschen Stil charakteristischste, jedenfalls eine in seinen Briefen häufige Konjunktion: die leicht ironisierende Antiquiertheit geht auf Distanz und zwingt mit sanfter Bestimmtheit, mindestens zwei Seiten der Sache in Betracht zu ziehen.

Jede Einsendung ist beantwortet worden. Die Annahme zur Publikation wurde schnörkellos mitgeteilt nach dem Grundsatz, nichts gesagt ist genug gelobt. Änderungs- und Überarbeitungswünsche wurden nur ganz ins Allgemeine umrissen, die Verantwortung blieb beim Autor, „den Essay nach stattgehabter Aufbügellung, eventuell auch Entfettungskur“ zu nehmen, wurde von neuerlicher Erfolgskontrolle abhängig gemacht. Die unumgängliche Routine des Technischen wurde mit Charme abgewickelt. „In der Anlage finden Sie ein Heftchen für die Einrichtung des Manuskripts zum Druck. Ich habe jetzt nicht gesehen, ob der Text den Richtlinien schon entspricht. Wenn das so ist, entsorgen Sie das Papierchen als Altpapier oder Andenken.“

Die Mehrzahl aller Herausgeberbriefe sind Absagen, die niemand so behutsam formulieren konnte wie Richard Brinkmann. Sein großbürgerlicher Höflichkeitsstil kam ihm da sehr zustatten. „Flegelhaft“ war eines seiner schlimmsten Schimpfworte, und jeden seiner Briefe mit „Ihr sehr ergebener“ zu schlie-

ßen, war nicht einfach altfränkisch, sondern dokumentierte die Haltung, mit der er sich einen Brief lang ganz auf die Person des Gegenübers hatte einstellen wollen. Er ließ sich dabei keine Laxheiten durchgehen. „Ist Ihr Vorname männlich oder weiblich“, fing er den Brief an einen chinesischen Absender oder eine Absenderin an, „sehen Sie einem ungebildeten Mitteleuropäer nach, daß er das nicht weiß, was im umgekehrten Falle jeder ostasiatische Kollege und Freund wüßte“. Keine Ablehnung ist je unbegründet geblieben. Er hob zunächst das den Herausgebern positiv Erscheinende eines Aufsatzes hervor. Die Einschränkungen wurden schonend erläutert, der Ablehnungsgrund eher als eine Nichtübereinstimmung zwischen dem formuliert, was die Verfasser wollten und dem, was die DVjs nach ihren eigenen Regeln und Richtlinien mußte. Bei aller Schonung gab es doch nie Abstriche an der Klarheit. Was angesichts der allgemeinen Literaturwissenschaft, die die DVjs vertritt, zu spezialistisch war, wurde auch so genannt. Was eine horizontlose Einzelinterpretation war, wurde abgelehnt, weil es nur eine Einzelinterpretation war im Unterschied zu Textanalysen, die „Ausgangspunkt für weiterreichende Perspektiven und Einsichten sind, seien sie methodischer oder geschichtlicher Art“. Besonders hoch war der Damm gegen die unübersehbare Flut der Einzelinterpretationen der Gegenwartsliteratur. „Wenn Sie die Jahrgänge verfolgen, werden Sie sehen, daß nur relativ selten Beiträge zur Gegenwartsliteratur erscheinen, jedenfalls nur dann, wenn sie über ihren begrenzten Gegenstand neue Aspekte methodischer, geisteswissenschaftlicher und geschichtlicher Art präsentieren. Das war wohl nicht Ihre erste Absicht.“ Was seiner Argumentation nach zu konventionell war, wurde mit dieser Begründung auch zurückgegeben. „Der Aufsatz enthält Neues eigentlich nur in Nuancen“. „Wenn man heutzutage erneut zu Heidegger schreibt, müßte es etwas fulminant Neues sein, das die Wiederbelebung des alten Seins-, Zeit- und Todesfreundes rechtfertigen würde. Dürfen wir offen sprechen: Dermaßen Neues zu dem einstens herausfordernden Philosophen können wir in Ihrem Beitrag nicht entdecken.“ Zu den häufigen Ablehnungsgründen gehörte auch eine „vertrackte Sprache“. Jargon um des Jargons willen kam nicht in Betracht. „Das Ganze ist bis in den sprachlichen Stil hinein ein allzu schwer verdaulicher und abstrakter Brocken.“ Freilich war sprachliche Einfachheit noch kein Wert an sich. Kompliziertes mußte auch kompliziert dargestellt werden dürfen, die Hegelsche „Anstrengung des Begriffs“ blieb legitim, freilich mit erhöhtem Risiko, „wichtig, auch im Sinne von Wichtigtuerei“ konnte dann das interne Urteil lauten, „gelehrte Importanz“, die ihn doch für Annahme plädieren ließ. Die Bestimmtheit des ablehnenden Urteils wurde stets relativiert mit dem Hinweis darauf, daß „andere Redaktionen“ mit anderen Zielen „anders urteilen mögen“. Und zum Beleg enthält jede Ablehnung einen Hinweis auf andere Zeitschriften, in die der Beitrag möglicherweise besser passe. „Damit ist nicht eine verhüllte Diskriminierung dieser Blätter gemeint. Vielmehr berücksichtigen wir redaktionelle Absichten und die Leserschaft anderer

Journale“. Brinkmanns Herausgeberbriefe dokumentieren das breite und vielgestaltige Spektrum aller Gegenstände und Themen, die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts die internationale Germanistik und die Literaturwissenschaft umgetrieben haben, und sie dokumentieren das ganze Netzwerk, wie man heute sagt, der publizistischen Institutionen dieser Wissenschaften. Denn hinter den Aufsätzen in den 42 Jahrgängen der DVJs, die Brinkmann mitverantwortet hat, steht ein Vielfaches von Ausarbeitungen, die auf seinen Rat hin nicht Aufsätze, sondern Bücher wurden, die er an andere Orte verwies oder die nie erschienen. „Gate keeper“ sagen die publizistikwissenschaftlichen Experten zu dieser Seite der Herausgeberfunktion. Richard Brinkmann war ein an Umsicht und Sorgfalt nicht zu überbietender „Türhüter“. Er hatte dabei eine genaue Vorstellung von der Bedeutung seiner Funktion, davon, daß das Schreiben die Anregung und die Kontrolle der Herausgeber braucht. Er selbst war kein Vielschreiber. Er kam aus einer Zeit, die den perniziösen Publikationszwang nicht kannte, „das Gedrucktwerden war noch-nicht so selbstverständlich wie heute“; der erste Aufsatz erschien ein Jahr vor dem ersten Buch, der Habilitationsschrift. Das sprunghafte Anwachsen der geisteswissenschaftlichen Forschung hat ihn das Fürchten gelehrt. „Nur in grauen Mausoleen von Computern könnte sie noch beigesetzt und zu besonderem Bedarfe partikelweise revivifiziert werden ... wir werden uns ohnehin zu überlegen haben, wie wir mit dem Neualexandrinismus leben wollen und was der Sinn einer zu nicht unbeträchtlichen Teilen ein Konservendasein führenden Forschung sein kann.“ Er hat auf diesen seinen Befund mit verschiedenen Haltungen reagiert. Er hat im besten Sinne der wissenschaftlichen „Dienstleistung“ auf dem Gebiet des Expressionismus in seinen Forschungsberichten die Vielschreiberei gesichtet und systematisiert. Er hat als Herausgeber mit unbestechlicher Kritik das Publikationswürdige vom Unfertigen gesondert. Und er hat sich im Laufe der Jahre immer schwerer davon überzeugen können, er selbst müsse durch eigene Produktion noch zur Fülle des Gedruckten beitragen. Zuletzt mußte er unter dem Zwang der schweren Krankheit sich auch als Herausgeber mit der Beobachterrolle begnügen.

II

Die Briefe machen lebendig, wie Richard Brinkmann die „Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte“ gelebt hat, „s' Blättle“, wie er sie liebevoll genannt hat mit dem wohl einzigen schwäbischen Ausdruck, den der Elberfelder auch unironisch gebrauchen konnte.

Er hat seine Zeitschrift geprägt und sie hat ihn geprägt. Die Prägung durch die DVJs beginnt früh in Brinkmanns wissenschaftlicher Biographie. Lang hat er geschwankt, ob er wirklich „Germanist“ werden solle, Vertreter eines Faches, das in der gerade zurückliegenden Nazizeit eine schlimme Rolle gespielt

hatte. „Und dann waren es vor allem zwei Germanisten, deren persönliche und wissenschaftliche Ausstrahlung meine berufliche Ausrichtung in der anfänglich und in manchem Betracht immer noch so skeptisch befrachteten Domäne förderten: Paul Kluckhohn und Hugo Kuhn.“ Sie sind 1948 die Neubegründer der DVJs gewesen.

Paul Kluckhohn, Brinkmanns akademischer Lehrer im engeren Sinne, stand für die Kontinuität der Zeitschrift und ihres Programms aus ihrer ersten Phase. „Hermeneutik“ lautete dieses Programm. Sie hatte in enger Verbindung zur philosophischen Hermeneutik, zur Phänomenologie und Existenzphilosophie gestanden. Auch jetzt stand die Zeitschrift wieder für eine Hermeneutik der historischen Wissenschaften. Aber nach der ideologischen Ausnüchterung entschlug sie sich ganz der doktrinären Theoriebildungen, wandte sich ganz zu den Grundsätzen einer materialnahen, philologisch disziplinierten historischen Forschung. Diese Hermeneutik wollte nicht als Theorie der Geisteswissenschaften auftreten, sie war nicht die Philosophie des „verstehenden Gesprächs“, die andere Philosophien zum Widerspruch herausforderte. Sie war eine dialogische Praxis, die verschiedene Theorien und Methoden miteinander ins Gespräch brachte zum Zwecke des besseren Verstehens, und die vor allem die Gegenstände des Verstehens als vielstimmige auffaßte. Sie zeigte die literarischen Texte in „ihrer Verbindung in der Geschichte überhaupt, der Literatur-Kunst-Musikgeschichte, der Philosophie- und Rechtsgeschichte, der politischen und sozialen Geschichte auf ihre Wirksamkeit in den Phänomenen der geistigen Welt und der Kultur“. *Verstehen* war das Ziel. Nicht als Pointe eines theoretischen Systems der Geisteswissenschaften, aber als praktisches Erkenntnisziel. Auch Richard Brinkmann hätte nie eingesehen, wozu der gelehrte Aufwand nütze sein solle, wenn nicht zum besseren Verstehen der Literatur, der Kulturen, der Menschen. Daß man eine „geschichtliche Bedeutung *verstehen* will“, ja, daß man sie *verstehen will*, das war der Anfang der Brinkmannschen Hermeneutik, die mit der Hermeneutik der Zeitschrift nach 1948 in Übereinstimmung war. Es ist, mit ihrem Zentrum in der deutschen Literatur und den professionellen Normen der Literaturwissenschaft, eine kulturhistorische Hermeneutik. Was Brinkmann von den Konfessionen sagte, galt für alle Positionen, zumal für die theoretisch ausformulierten: „Mir wurde immer klarer, auch und gerade wenn ich die Dinge im Medium der Kunst, Literatur und Philosophie bedachte, wieviel tiefer die getrennten Wege von divergierenden Kulturtraditionen bedingt waren als durch dogmatische Distinktionen“. Daß zwei Herausgeber der DVJs eine öffentliche Diskussion führten über das Verhältnis von Literatur-, Geistes- und Kulturwissenschaft, hat er nachdrücklich begrüßt. Nicht nur wegen der Lust am „delikatem Scharmützel“, sondern weil sich in Zeiten der zugespitzten Theoriendebatten die Vierteljahrsschrift im internen Gespräch der Gesprächsfähigkeit ihrer kulturhistorischen Literaturwissenschaft versichern sollte.

Richard Brinkmanns Verhältnis zur Hermeneutik der DVJs läßt sich an seinen eigenen DVJs-Aufsätzen ablesen. Sie haben keinerlei programmatischen Gestus und geben doch Bausteine zu seiner literaturwissenschaftlichen Hermeneutik. Der erste dieser Aufsätze, Brinkmanns erster veröffentlichter Aufsatz überhaupt, hatte einen mediävistischen Gegenstand. Damals konnte man sich in Tübingen nur für das ganze Fach Deutsch habilitieren, für neuere deutsche Literatur *und* Mediävistik, wobei die letztere noch die Germanische Sprachwissenschaft einschloß. Der Aufsatz ist also als Seitenstück zur Habilitationsschrift, zum berühmt gewordenen Realismus-Buch anzusehen. Die Studie befaßt sich mit Wittenwilers *Ring*. Brinkmann hatte zunächst einmal ganz einfach Spaß an dem Text und seiner hybriden Vielfalt, seiner prallen Vitalität. Brinkmann erkundet, wie der Text das Lebensgefühl, das Wirklichkeitsverständnis seiner Zeit zum Ausdruck bringt und was diese „Zeit“, diese „Epoche“ überhaupt sei. Daß ein solches Forschungsinteresse neben philosophischen und ästhetischen, ideengeschichtliche und soziologische Fragen aufwirft, versteht sich. Richard Brinkmann war dafür bestens gerüstet. Ehe er in der Germanistik seßhaft wurde, hat er Kunstgeschichte, Klassische Philologie, gründlicher noch Philosophie und beide Theologien studiert. Die Epochenfrage, die ihm Wittenwilers *Ring* stellte, die Frage nach dem schwierigen historischen Wandel des „Spätmittelalters“, hat er denn auch in erster Linie theologiegeschichtlich beantwortet. Nicht einer methodischen Vorentscheidung wegen, sondern weil der Text selbst die Theologie-Frage stellte. Bezeichnend ist, wie Brinkmann die theologische Argumentation führt: tief vertraut mit den Originaltexten legt er die Problematik der Nominalismus- und Realismus-Debatte dar. Präzise und prägnant zugleich umschreibt er, wie das herrschende theoretische Paradigma selbst in seinen Widersprüchen die epochalen Übergänge erzeugt.

Immer wieder hat Richard Brinkmann in seinen Aufsätzen mit genauen, vor allem auch philologisch genauen Entsprechungen in der Geschichte der Theologie und Philosophie, in der bildenden Kunst, in der Musik und in der Alltagsgeschichte sichtbar gemacht, daß seine literaturwissenschaftlichen Pointen exemplarisch sind für einen ganzen Epochenstil. „Interdisziplinarität“ fand, methodisch streng kontrolliert, in jedem seiner Aufsätze statt. Wenn man Brinkmanns Aufsätze liest, ahnt man, warum die Interdisziplinarität heute immer häufiger in den Strukturdebatten und immer seltener in den Köpfen stattfindet. Man braucht zur praktischen Interdisziplinarität faktisches und methodisches Wissen auf mehreren Gebieten, angeeignetes, der Person angeeignetes, eben „gebildetes“ Wissen. Richard Brinkmann hat über dieses gebildete Wissen in einem auch für seine Generation außergewöhnlichen Maße verfügt. Er brauchte über „kulturelles Gedächtnis“ nicht zu raisonnieren, er lebte es.

Am Realismus und am Spätmittelalter, an der Frühromantik, an der literarischen Moderne, vorzugsweise am Expressionismus, interessierte ihn die „Entstehung und Leistung“ von Epochenbegriffen, „die Bedingungen der Wand-

lung von Epochenbegriffen“, „die Möglichkeit und Notwendigkeit von Paradigmenwechseln.“ Zwei Aspekte des „Übergangs“ bewegten ihn dabei. Zum einen war es die gewissermaßen nominalistische und realistische Übergängigkeit des Begriffs „Epoche“. Ist er nur ein heuristisches Besteck für die Historiographen oder stellt er ein kollektives Faktum dar, das die Realität formt? „Sind sie einmal da“, die Realismen, Naturalismen, Expressionismen, „kriegt man sie nicht mehr weg.“ Dieser Stoßseufzer kam halb aus substantialistischer Sehnsucht und halb aus dem sicheren Gespür für die wirklichkeitsformende Kraft des Diskursiven. Es ist nicht überraschend, daß Richard Brinkmann sein Doktorandenseminar veranlaßte, Foucaults *Les mots et les choses* zu lesen und zu diskutieren und zwar beim Erscheinen des Buches, lange bevor die Foucault-Industrie in der Germanistik einsetzte.

Die zweite Übergängigkeit, die ihn an den „Epochen“ interessierte, war die Struktur des Wandels selbst. Ihn beschäftigten an den „Paradigmenwechseln“ die Prozesse, nicht die Ergebnisse des Wandels. Er perhorreszierte insgeheim den Goetheschen *Faust*, der war zu sehr bei sich, ein Inbegriff der deutschen klassischen Literatur. Dort wo der Boden schwankte, wo das Festgefügte sich auflöste, Sicheres sich in Frage stellte, wo neue Konturen nur erst im Zustand des Experiments sichtbar wurden, oder das Relativieren und Infragestellen zur Signatur wurde, dort las er und interpretierte er am liebsten. Alles übrigens ganz unaufgeregt. Wer es vermochte, die Gebrechlichkeit einer Welt im Wandel im kultivierten Stil des dix-neuvième zu präsentieren, der war Brinkmanns Mann. Fontane und Hofmannsthal rangierten an erster Stelle.

Sechs Jahre nach dem Tod von Hermann Broch, in seinem zweiten DVjs-Aufsatz von 1957, zeigt Richard Brinkmann am Romanwerk dieses esoterischen Klassikers der klassischen Moderne, wie eng die ethische und historische Selbstreflexivität der Moderne, die „Bewußtseinslage der Zeit“ und das Formexperiment des modernen Romans miteinander verflochten sind. Broch ist natürlich nur ein einzelner Fall für das moderne Formexperiment im Spannungsfeld von Essay und Roman. Zudem ein besonders schwieriger, der seine Kritiker verführt, sich „mit einer gewissen Hilflosigkeit in das unnahbare Dickicht des unüberprüfbaren Tiefsinns“ zurückzuziehen. Der Broch-Aufsatz eröffnet nicht nur die Reihe der Studien zu diesem Autor und zu anderen Themen literarischer Moderne, zu Hofmannsthal, zum Expressionismus. Er zeigt ein weiteres, gerade in den Fünfziger Jahren keineswegs selbstverständliches Charakteristikum Brinkmannscher Germanistik, die auch ein Merkmal seiner Zeitschrift ist. Hermann Broch war ein Vertreter der exilierten literarischen Moderne. Ein guter Teil der von Brinkmann zitierten Literatur über Broch – Essays von Hannah Arendt, Erich Kahler, Hermann J. Weigand etwa – war in den USA erschienen, anderes in der Schweiz und in Frankreich, nur Vereinzelt in Deutschland. Germanistinnen und Germanisten des Exils gehörten zu den treuesten Autoren und Abonnenten der DVjs. Heinz Politzer, einer der engsten

Freunde Brinkmanns, ist da stellvertretend und an erster Stelle zu nennen. Die „Internationalisierung“ der Brinkmannschen Germanistik und die der Deutschen Vierteljahrsschrift sind direkt miteinander verbunden. Brinkmann war in einem *split appointment* Ordinarius der Universitäten Tübingen und California at Berkeley. Und er war der erste National Fellow an den Universitäten Neuseelands. Während Hugo Kuhns und seiner Herausgeberschaft wurde Englisch die zweite und gleichberechtigte Publikationssprache der DVJs. Früher und konsequenter als andere wissenschaftliche Institutionen hat die DVJs ihr Programm einer internationalen Germanistik und Literaturwissenschaft umgesetzt, nicht als Alternative deutsch *oder* international, sondern als doppelten Gesichtspunkt. Was Richard Brinkmann in seiner Person vereinigte, die deutsche und die amerikanische Herausgeberschaft, ist in der mit seiner Hilfe für ihn gefundenen Nachfolgelösung auf zwei Personen verteilt worden. Und auch das liegt in der Konsequenz der Brinkmannschen Position, daß einer seiner amerikanischen Schüler, Heinrich C. Seeba, zu einem der Exponenten der interkulturellen Germanistik in den USA geworden ist. Seeba hat aufgezeigt, daß die neuere Debatte um Geistes- und Kulturwissenschaften mit ihren anglo-amerikanischen Gewährsleuten eine Art Rückkehr darstellt, die Rückkehr von kulturwissenschaftlichen Positionen, die nach 1933 ins Exil gezwungen wurden, an die Orte ihrer Entstehung. Die „Geistesgeschichte“ der Deutschen Vierteljahrsschrift ist einer dieser Orte. Solche Rückkehr des Exilierten hat übrigens Richard Brinkmann ganz konkret bewerkstelligt. Hofmannsthals und Brochs Landsmann Paul Hoffmann, einen Weggefährten Karl Wolfskehls im neuseeländischen Exil, den sensibelsten denkbaren Lyrikinterpreten, den profunden Kenner Paul Celans, haben Richard Brinkmann und Walter Jens auf einen Lehrstuhl nach Tübingen geholt.

Nach dem Ausscheiden von Paul Kluckhohn trat Richard Brinkmann 1957 als Herausgeber in die Redaktion der DVJs ein. Sein erster Aufsatz in der DVJs als Mitherausgeber war insofern ein „Nachfolge“-Aufsatz, als er sich mit dem Hauptgebiet Paul Kluckhohns, der Romantik, beschäftigte. Brinkmanns Verehrung für Kluckhohn, für dessen Gelehrsamkeit und Noblesse war einschränkungslos. „Wie mein alter Lehrer Kluckhohn sagte“, war eine häufige Redewendung. Wenn er erzählte, daß Kluckhohn am Ende des Kriegs im Keller der Tübinger Neuen Aula sein Romantik-Kolleg gehalten habe, dann bewunderte er einerseits die stoische Haltung, äußerte aber auch seine Skepsis angesichts diesen Grades der Entpolitisierung von Wissenschaft. Ideologische Fehlritte hatte ja auch die alte DVJs nicht ganz vermieden, auch ihr „Geist“ unternahm in ein Paar Aufsätzen Ausflüge zu „Führer und Volk“. Freilich, „Schimpftöne waren nicht zugelassen“, konstatiert Gerhard Schulz, „doch dafür in gutem Sinne nach 1936 die Namen Thomas Mann oder Hugo von Hofmannsthal.“ Den „Weltanschauungsstolz“ jedweder Couleur haben Hugo Kuhn und Richard Brinkmann von der neuen DVJs gänzlich ferngehalten, nicht trotz, son-

dern wegen dezidierter politischer Überzeugungen. Richard Brinkmann war in außergewöhnlichem Maße politisch informiert, *FAZ*, *NZZ* und *Newsweek* gehörten zu seiner regelmäßigen Lektüre. Im September 1977 fand im Internationalen Tagungszentrum Schloß Reisenburg Brinkmanns nachher berühmt gewordenes Romantik-Symposium statt. In seiner Einleitung hat er sich mit der Politischen Romantik und mit Carl Schmitts Romantik-Kritik auseinandergesetzt. Während sie drinnen über „Romantik – im Spannungsfeld von Kunstglaube, Mythologie und Theologie“ referierten und debattierten, saßen draußen auf dem Parkplatz Richard Brinkmann und sein Assistent am Autoradio und hörten die neuesten Meldungen zur Entführung der „Landshut“ nach Mogadischu. Man hat in den Sitzungen über die Romantik, in den Pausen über die RAF gestritten, und in beiden Debatten war Richard Brinkmann der Bestinformierte.

Der Eduard Spranger gewidmete Aufsatz zum Einstand als Herausgeber greift eine der wichtigsten Konstellationen der idealistischen Ästhetik vor Hegel auf, die gleichzeitig aber mit verschiedenen Akzentsetzungen von Friedrich Schlegel und Friedrich Schiller geleistete Aktualisierung der *Querelle des anciens et des modernes*. Wieder standen die Epochenfrage und mit Schlegel die Moderne-Problematik zur Diskussion. Von allen Aufsätzen Brinkmanns zeigt dieser vielleicht am besten Art und Inhalt der philosophischen Schulung des Brinkmannschen Intellekts. Art insofern, als er an Kant, Fichte und Hegel die hohe Schule der idealistischen Begriffskritik gelernt hatte, die er auf sein wissenschaftliches Arbeiten übertrug. Er gestatte sich nicht, „ins Ahnden und Divinieren auszuweichen und den Begriff zu scheuen“. Auch die Inhalte dieses Deutens waren ihrer Struktur nach „idealistisch“, und zwar so, wie Friedrich Schlegel und Novalis, diesen literarisch mediatisierten und vor-hegelianisch freien Idealismus repräsentierten, „ohne System“, voller Spannung und Ambivalenzen, die Kategorien flexibel handhabend, den Skeptizismus wie den Substantialismus erprobend, vor allem aber bei ihrer „Suche nach einem transzendentalen Prinzip der modernen Poesie“ den Weg zum „Geist des Historischen“ einschlagend. Von diesem vor-Hegelschen, romantischen Idealismus läßt sich ohne Widerspruch auch jener nach-Hegelsche „Idealismus“ in der Literatur verstehen, der Brinkmanns eigentliche Leidenschaft war, der „Realismus“. Als „Realismus“-Brinkmann ist er eine Berühmtheit unter den Germanisten geworden – „so etwas hängt einem an, das wird man nie mehr los“, seufzte er genüßlich. „Realidealismus“ hatten Hegelianer wie Friedrich Theodor Vischer die realistische Literatur der Industrialisierungsperiode genannt. Es war die historistische, die individualisierende Empirie-nahe Befreiung vom idealistischen System, die sich gleichwohl noch immer in idealistischen Kategorien definierte. Auch Brinkmann hat Texte des literarischen Realismus mit den idealistischen Problemen von Subjektivismus und Objektivismus konfrontiert und damit einen Durchbruch in der Forschung erreicht, er näher am Kantischen Kritik-Denken,

Wolfgang Preisendanz näher an der Logik der Hegelschen „Vermittlung“ und „Aufhebung“. Im letzten Aufsatz, den Richard Brinkmann für die DVJs geschrieben hat, im 1979 erschienenen „Angehaltenen Moment“, versucht er selbst, die Konvergenz seines vor-hegelschen romantischen und seines nach-hegelschen realistischen Idealismus produktiv zu machen. Er versucht eine „realistische Transzendentalpoesie“ Fontanes zu schreiben. Zunächst einmal richtet er Verbotsschilder auf für den Tiefsinn, dem auch er erliegen konnte, wenn er sich über Novalis oder Schlegel „zu Tode reflektierte“. Den philosophie-überfrachteten Ernst verbietet er sich hier, „er betrachtet die Literaturwissenschaft nicht als einen Raum ‚off limits‘ für Genuß.“ Der genußvoll ausgeführte Coup dieser sehr speziellen Transzendentalpoesie besteht darin, den Geist des Schlegelschen Fragmentarismus und des Novalischen Encyclopädismus auf Fontane loszulassen und Fontanes „faktophilen Realismus“ aus dem Schema der „Normalnovelle“ (Stechlin) und der Romanhandlung zu befreien. In einem „Kataklysmus der Dinge“, in langen Katalogen von Einrichtungsstücken, Kleidersachen, Reiseutensilien, in den Paraphernalien der Eisenbahnwelt, im Fenster- und im Panoramablick tritt das Konkrete in seiner Häufung und „hyperpositivistischen Trivialität“ aufdringlich hervor. Romantisch wäre es gewesen, aus den „figmenta“, aus jedem einzelnen Stück der Realität ein abgerissenes Zeichen des Ganzen zu machen. Auch bei Fontanes realistischen Zeitgenossen hätte sich eine Einlösung für diesen Fragmentarismus finden lassen, Moritz Lazarus' Ideal etwa, aus der stählernen Stecknadel die Alltagskultur der Industrialisierung abzuleiten. Solches Allgemeine im Besonderen gibt Richard Brinkmann nur als Aufgabe auf, es mitzulesen. „Daß Soziologie, Psychologie, Anthropologie, Kulturphilosophie und Historie darüber noch einiges zu sagen hätten ... stünde auf einem anderen Blatt ...“ Er hat das in seiner Häufung emphatische Faktische nicht aufs Ganze hin verallgemeinert, sondern er hat dem Ganzen, dem System, dem Gang der Welt das Faktische als leisen Einspruch, als Moratorium, auch als Palliativ entgegengesetzt. Richard Brinkmann hätte gelacht, hätte man all das „Begriffsgefuchtel“ der Differenztheorien, das er gut kannte, zur wissenschaftlichen Bewältigung seiner Lust am entfesselten Requisit angeboten. Gleichwohl wußte er, daß, wenn er von „Aufschub“ im „angehaltenen“ Moment schrieb, andere an den unüberwindbaren Riß im Ganzen, an „différance“ dachten. Das Ganze war ein Konstrukt aus Differenzen, und es waren die vielen kleinen Differenzen, die halfen, „Widerstände und Härten des Unmittelbaren und Fremden aufzuheben oder wenigstens zu mildern“, das Große und Absolute auszuhalten. Der aus dem grand récit befreite Faktenkatalog bleibt Brinkmannsche Transzendentalpoesie, Romantik aus der skeptischen Retrospektive, ambivalent, weil die in aller genießerischen Ironie dementierten und parodierten Idealismen gerade in den Dementis und Parodien ihre komplizierte Wirkung entfalten.

Anmerkungen zur zitierten Literatur

Neben unveröffentlichten Briefen Richard Brinkmanns werden folgende Schriften angeführt:

- *Wirklichkeit und Illusion. Studien über Gehalt und Grenzen des Begriffs Realismus für die erzählende Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts*, Tübingen 1957, 2. Aufl. 1966, 3. Aufl. 1977.
- „Zur Deutung von Wittenwilers ‚Ring‘“, *DVjs* 30 (1956), 201–231.
- „Romanform und Werttheorie bei Hermann Broch. Strukturprobleme moderner Dichtung“, *DVjs* 31 (1957), 169–197.
- „Romantische Dichtungstheorie in Friedrich Schlegels Frühschriften und Schillers Begriffe des Naiven und Sentimentalischen. Vorzeichen einer Emanzipation des Historischen“, *DVjs* 32 (1958), 344–371.
- *Romantik in Deutschland. Ein interdisziplinäres Symposium*, hrsg. Richard Brinkmann. Sonderband der *Deutschen Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte*, mit 49 Abb., Stuttgart 1978.
- „Der angehaltene Moment. Requisiten – Genre – Tableau bei Fontane“, *DVjs* 53 (1979), 429–462.
- *Expressionismus. Internationale Forschung zu einem internationalen Phänomen*, Stuttgart 1980, XIII, 360 S. (Sonderband der *Deutschen Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte*).
- *Richard Brinkmann zum achtzigsten Geburtstag*, hrsg. Jürgen Brummack et al., Tübingen 2002. Darin: Richard Brinkmann, „Antrittsrede vor der Heidelberger Akademie der Wissenschaften“, Walter Jens, „Richard Brinkmann zum achtzigsten Geburtstag“, Reinhard Tgahrnt, „Richard Brinkmann. Verzeichnis seiner Schriften“.
- Richard Brinkmann, Hugo Kuhn, „Zum 50. Band der Deutschen Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft“, *DVjs* 50 (1976).
- Gerhard Schulz, „Heilslehre oder Wissenschaft? 50 Jahre Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft“, *FAZ*, 16. Juli 1976, 19.
- Heinrich C. Seeba, „Kulturanthropologie und Wissenschaftsgeschichte. Aufsätze ihrer Verbindung bei Humboldt, Steinthal und Riehl“, in: Hendrik Birus (Hrsg.), *Germanistik und Komparatistik. DFG-Symposium 1993*, *DVjs* Sonderreihe Bd. VII, Stuttgart, Weimar 1995, 111–130.